

1/1961

Rumänischer Sommer

*Da steigt ein Glanz auf wie aus Schreinen und Ikonen.
Im heißen Mittagsflimmern steht der Mais,
und unten liegen, gelb und rosa, zwei Melonen,
ein Pfirsich fällt und gibt sich süß den Wespen preis.*

*Dies Licht macht alles satt. Die Sonnenblumen rühmen
das Land und senken schwer ihr braunes Rund,
und blaue Winden knien und Georginen
wie Engel betend vor dem golden Grund.*

*Mit meinen Wimpern mal ich mir das Bild und horte
das Gold darin, und daß sein Glanz mir nicht verglüht,
versenk ichs augensatt in süße, reife Worte
und weiß kaum: ists der Sommer? Ists ein Lied?*

Wanderer im Herbst

*Ich hab kein Haus, ich hab kein Lehen,
ich geh im Herbst allein,
in meinem Herzen wehen
die Blätter aus und ein.*

*Gern möcht ich stehn und bleiben
wie hier der Ahorn blieb,
nun geigt im Blättertreiben
der Tod ein Wanderlied.*

*Ich heb ein Blatt vom Boden,
und küß es abschiedsweh,
die Arme breit erhoben,
so winkt der Baum ade.*

Das Außergewöhnliche ist sein Schicksal

Über den Kunsthistoriker Hans Wühr

Von Heinrich Zillich

Hans Wühr, vor 70 Jahren am 25. Januar 1891 in Sächsisch-Reen geboren, übersiedelte — wie er neulich sagte — schon als Wickelkind nach Bistritz, getrieben vom unwiderstehlichen Drang, ein Bistritzer zu werden, was er sein Leben lang geblieben sei.

Andere mögen über diese heitere Liebeserklärung an seine Heimat schmunzeln, ich aber weiß, daß ihm, dem Zurückhaltenden, Bescheidenen, mitunter fast Scheuen, das Außergewöhnliche zubestimmt ist; es sucht ihn; es drängt ihn auf seltsame und abenteuerliche Schicksalswege. Warum sollte es nicht schon den Säugling bedrängt haben?

Sein Vater, ein Bayer und Bierbrauer, hatte sich in Siebenbürgen sesshaft gemacht und geheiratet. Der Sohn aber, der Bistritzer, studierte, nachdem das Gymnasium hinter ihm lag, recht wanderlustig Philosophie und Kunstgeschichte in Berlin, Genf, München, Budapest und Klausenburg; er diente zwischendurch bei den Kaiserjägern

IKGS

in Bozen und Meran und schritt im 1. Weltkrieg noch durch hundert andere Orte, zog über die Schlachtfelder Serbiens und Rußlands, empfing Wunden und neben sonstigen Auszeichnungen die große Silberne Tapferkeitsmedaille und das Militärverdienstkreuz. Bei der Brussilow-Offensive 1916 geriet er in Gefangenschaft, für mich eine schreckliche Vorstellung: er, der Zarte, Träumerische, Beseelte, den Künsten Verfallene, wehrlos zwischen Kosaken, die ihn um einen Kopf überragen!

Doch das Außerordentliche geschah: im Winter 1917/18 — ich hätte mich gewundert, wenn es zu einer besseren Jahreszeit gewesen wäre — floh Wühr zusammen mit seinem Landsmann Julius von Hannenheim, als Muschik verkleidet, und was kaum einem von Zehntausenden glückte, den beiden gelang es; nach langen gefährlichen Wochen, in denen man sie mehrmals einfing, auch verprügelte und sie dennoch immer entwischten, erreichten sie die Front und waren daheim bei den Kaiserlichen. Bald darauf befand sich Wühr auf dem italienischen Kriegsschauplatz, verblüffenderweise als Beobachter bei den Fliegern.

Im März 1919 waren die aus dem verlorenen Krieg zurückgekehrten jungen Siebenbürger Sachsen, keineswegs aus eigenem Willen, wieder Soldaten, nun rumänische, auch Wühr. Weil so viele seiner Landsleute bei der Artillerie standen, vertraute er auf die Hilfe des Außergewöhnlichen und rückte einfach, als geziemte es ihm, statt beim Fußvolk, bei einem Kanonenregiment ein, und man behielt ihn; er konnte eben auch mit Geschützen umgehen. Tiefer als die paar Schießereien des Feldzugs, mit dem Rumänien Ungarn vom Kommunismus befreite, beeindruckte die aus kaiserlichen in rumänische Leutnante verwandelten sächsischen Offiziere die Tuchföhlung mit dem ungeheuerlichen Gegensatz zwischen dem Pathos und der Wirklichkeit der Armee, in die man sie gesteckt hatte; es waren so unauslöschliche Erlebnisse, eine so unvergeßbare ostkundliche Schule, daß wir nachher beim Studium in Berlin, wo ich das Glück hatte, Wühr zu begegnen, mit der Erinnerung an unsere Märsche durch die Pußta oft den Hunger weglachten, der dazumal in Deutschland noch umging.

Sieben Jahre lang hatte Wühr gehorcht und befohlen; nun war es mit dem Befehlen aus, nicht mit dem Gehorchen; er fristete sein Dasein als Kellner und Hilfsarbeiter und schrieb daneben seine Dissertation über Dürers Zeitgenossen Burgkmair d. Ä., mit der er 1923 Doktor wurde.

Wenig später half er bei der Neuordnung der Gemäldesammlung des Brukenthal-museums in Hermannstadt mit, worauf ihn Dr. Richard Csaki ans Kulturamt holte. Diese ehrenhaften, nützlichen und elend bezahlten Beschäftigungen fielen in eine für die Siebenbürger Sachsen geistig ungemein regsame, fast revolutionäre Zeit, die 1919 angefangen und sich in den Zeitschriften „Das Ziel“ und „Ostland“ verdeutlicht hatte, 1924 aber, als die Monatsschrift „Klingsor“ entstand, einen neuen, von den jüngsten Kriegsteilnehmern ausgehenden starken Antrieb erhielt. Wühr zählte von Anbeginn zu diesem Kreis und veröffentlichte im „Klingsor“ zahlreiche Aufsätze, Gedichte und Erzählungen; im Nu wurde er als Kunsthistoriker und Schriftsteller bekannt. Es war das Aneifernde und Befruchtende jener Tage, daß keine bemerkenswerte Stimme ohne Echo verhallte. Für eine ganze Reihe von Jahren spielten jetzt im Deutschtum des südkarpatischen Berglandes Geist, Kunst, Dichtung, das leidenschaftliche Suchen nach dem Gültigen, auch nach dem Gültigen im Volksleben, eine weitausstrahlende, besä-mende Rolle; es traten Begabungen auf, es wurde manches Kräftige geschaffen.

Die Männer freilich, die diese kulturelle Bewegung trugen, mußten leben. Die sächsische Gemeinschaft ahnte nicht, wie wichtig es für sie gewesen wäre, ihren schöpferischen Söhnen unter die Arme zu greifen. Zu leisten hätte sie es vermocht. Daß sie es versäumte, förderte die Versimpelung der weltanschaulichen und der späteren parteipolitischen Auseinandersetzungen der Volksgruppe, denn viele Talente

und gute Köpfe, deren maßsetzender Einfluß fortan fehlte, mußten abwandern, Architekten, Künstler, Gelehrte, Techniker.

Wühr ging 1926 nach Berlin zurück, volontierte an den Staatlichen Museen und erreichte einen Werkvertrag. Nach zwei Jahren klopfte es an seine Tür; das Außergewöhnliche trat ein. Er begann zu reisen. Er reiste fünf Jahre lang. Er besuchte — für einen Kunsthistoriker das wunderbarste Geschenk — Museen, Klöster und Kirchen in ganz Europa. Ein reicher Amerikaner ließ ihn nach Material für eine wissenschaftliche Arbeit fahnden, die sich den Allegorien der vier Weltteile, der Jahreszeiten, der Elemente und sonstiger Urgrößen und ihrer Zusammenhänge untereinander mit dem Ziel widmen sollte, ob auf solche Allegorien gerichtete Programme bei den Benediktinern, Dominikanern, Jesuiten und den übrigen Orden bestanden haben.

Natürlich konnte das herrliche Reisen nicht ewig währen. Eines Tages saß Wühr wieder in Berlin. Von 1933 bis 1939 arbeitete er in den Staatlichen Museen; während des 2. Weltkrieges brachte er nochmals sechs Jahre bei den Soldaten zu, bei den deutschen nun. Das Außergewöhnliche blieb sein Begleiter. Der Kaiserjäger, Infanterist, Flieger und Artillerist wurde Abwehroffizier.

Ich habe manchmal den Eindruck, als sei Wühr etwas ungeschickt, ein zu guter Mensch, um sich durchzusetzen, zu sehr an das Außergewöhnliche seines Inneren und der Kunst hingegeben, um im rauhen Dasein faßbaren Gewinn einzustreichen. Mir wäre es bestimmt nie eingefallen, ihn in die gefährvollen Dschungeln des militärischen Geheimdienstes zu schicken. Aber Wühr wird vom Abenteuerlichen geliebt. Jahre nach Kriegsende saß er bei mir und erzählte, was er erlebt hatte. Er machte aus Flöhen keine Elefanten. Wohl kann er aus Blumen Gedichte machen, Bilder ansehen, nein, anschauen, sich in sie hineinschauen, sie erschauen und dann aus den Farben, Strichen und ihrem Zusammenklang eine Welt herausheben; ein Zauberer ist er schon; doch von seinen Erlebnissen berichtet er knapp und schlicht. Meinen Söhnen und mir wurden Mund und Augen weit. Wühr hatte im Krieg ein heimtückisches Feuerzeug. Sprach er mit einem ihm unbekannten Spion, so zündete er ihm die Zigarette an, und schon war der Verdächtige fotografiert. Im i-Punkt eines Briefes kamen die Pläne feindlicher Festungen in deutsche Hand. Wühr stieg in Holland bürgerlich gekleidet treppauf zur Wohnung eines Vertrauensmannes, verfehlte die Tür, klingelte und sagte, wen er besuchen wolle. Ach, der deutsche Spion, antwortete man ihm spöttisch, haue ein Stockwerk tiefer. Wühr hatte eine brüchige Stelle des Abwehredienstes aufgedeckt.

Das Außergewöhnliche sucht ihn, weil er selber ungewöhnlich ist.

Aus britischer Gefangenschaft kam er im Herbst 1945 frei. In Berlin lag seine Wohnung und Habe vernichtet. Frau und Kinder fand er in Kötzing im Bayerischen Wald. Was trieb er jetzt? Was Millionen damals trieben, wenn sie keine Nutznießer der Niederlage waren. Baumfällen! Tagelöhnerie! Erst 1948 bot sich ihm eine notdürftige Unterkunft im Bayerischen Nationalmuseum in München, wo er auch Arbeit erhielt. Zwei Jahre nachher konnte er eine Wohnung in der Stadt mieten, die Familie heranholen.

Seit 1954 lebt Wühr als freier Kunstschriftsteller in München, und sicherlich ist das Außergewöhnliche inzwischen oft bei ihm eingekehrt. Vielleicht goß es einen Sack Gold auf seinen Tisch aus, vielleicht stahl es ihm den letzten Groschen aus der Tasche. Das alles kann nicht nur sein; ähnliches hat sich ganz bestimmt mehrfach ereignet; und was gar keinen Zweifel duldet, ist, daß allem Ungewöhnlichen, allem Großen und Schönen, in Wührs Herz und Gedanken immer noch eine Herberge bereit steht, tagtäglich.

Was einer aber erlebt, ist nicht zufällig; es ist ein Spiegel, der seine Seele festhält; es wird zuletzt sogar zum Abbild seines Wesens. Nun sagt Wühr, er sei zeitlebens

ein Bistritzer geblieben. Als solcher war er stets für seine Landsleute da, wenn sie ihn brauchten und riefen; als Bundeskulturreferent gehörte er dem Bundesvorstand ihrer Landsmannschaft seit 1949 bis vor kurzem an. Sein Bistritzertum ist wie die Wurzel eines festen Baumes, dessen Äste in den Sonnenschein und Sturm ragen und Früchte hervorbringen. Natürlich verdankt er die stille tragende Wurzel nicht allein dem siebenbürgischen Erbgut; wie dieses schenkte ihm jene Gott; Wühr ist einer der Menschen, denen Gott ein Nachfunkeln vom Paradies ins Gemüt pflanzte.

Ich könnte mir ihn als Mönch gut denken, doch dann entsinne ich mich, daß er dreizehn Jahre Soldat war und Abenteuer bestand, die nicht alltäglich sind. Der stille Kern seines Wesens hat sich dabei so angefüllt mit Klugheit, Einsicht, unverwundlicher Jugendfrische, Heiterkeit, Güte und Liebe, daß ich mich jedesmal, wenn ich ihn bloß sehe, beschenkt fühle. Und er merkt es gar nicht. Ich wäre gern mit ihm in einem Gefecht gewesen.

Kaum ein Dichter betrachtet Literaturhistoriker ganz ohne Mißtrauen, und kein bildender Künstler die Kunsthistoriker. Mich erfreut es immer, wenn ich Maler vor der Staffelei wie Handwerker reden höre. „Mehr Rot dort in die Ecke, und hau noch Blau auf sein Auge!“ — so geht ihre Rede, sofern sie begabt sind. Dann kommen aber die Kunstkritiker und Deuter und meinen, ungeheuerer seelische Senkgruben bei ihnen ausschöpfen zu müssen. Je dummer diese kundigen Thebaner sind, umso gescheiter suchen sie sich zu äußern, indessen sie nur das Modegeschwätz herplappern.

Wühr ist selbst ein Dichter. Seine Verse formt er zu Bechern eines starken Gefühls, echt, wahr und einfach. Wer gute Gedichte macht, dem gewährt sich, auch wenn er Prosa schreibt und eine gelehrte Abhandlung verfaßt, die Sprache, sofern er sich ihr unterwirft, damit sie seine Gedanken und Empfindungen nach ihrem Gesetz wiederzugeben vermag. Dieses innige Verhältnis zur lebendigen Sprache hebt Wühr über die meisten Kunstbetrachter; er hat die Gabe zu sagen, was er erschaut; und er schaut tief, weil er Stille in sich hat. Bei einem Mann, der Krieger und Wanderer sein konnte, der etwas von einem Mönch wie von einem Genießer in sich hat, dem jene erfrischende Kindlichkeit nicht mangelt, die rechte Männer auszeichnet, bei einem solchen braucht kein schaffender Maler, Bildhauer oder Dichter mißtrauisch zu sein, wenn sie ihm ihre Werke vorlegen. Freilich, das Schlecht-Gemachte, Falschgedachte, das Verlogene, Leere, das Scharlatanische verrät sich Wühr sofort. Das Gemeisterte, Bedeutsame, das Große und auch das bloß Gut-Gemachte wird er ebenso schnell erkennen und gerecht bewerten, ohne Voreingenommenheit, frei von Theorien und Tagesparolen, einfach nach dem im Werk eingefangenen Sinn und Leben und nach dem Maß der Gestaltung. Beschreibt er es darauf, so wird nur zu lesen sein, was zur Sache gehört und was sie lebendig darlegt.

Die Bücher Hans Wührs im Einzelnen zu würdigen, fehlt hier der Platz, mir ermangelt außerdem ausreichender Sachverstand. Sie seien anschließend aufgezählt, wobei noch zu bemerken ist, daß sie nur einen Teil seines Schaffens bilden. In vielen Zeitschriften erschienen seit mehr als vier Jahrzehnten Aufsätze von Wühr, z. B. im „Klingsor“, in „Kunst im Deutschen Reich“, in „Die Kunst“, in unseren Vierteljahresblättern oder in Zeitungen; doch bei keinem ungewöhnlichen Menschen empfand ich so deutlich wie bei Wühr, daß er tausendmal mehr weiß, ahnt und sah, als er mitzuteilen vermag.

Die Bücher von Hans Wühr:

Figurenschmuck der Schwarzen Kirche. Klingsor-Verlag, Kronstadt 1926.

Ewiger Sinn im zeitgebundenen Sinnbild. Germanisches Sagengut im christlichen Gewande. Georg Trunkenmüller Verlag, Stuttgart—Berlin, 1938.

Siebenbürgen. Aufgenommen von Oskar Netoliczka. Deutscher Kunstverlag, Berlin, 1942.

A. Altdorfer/W. Huber, *Landschaften*. Woldemar Klein, Berlin, 1938 (Silberne Bücher),
Stilleben deutscher Meister. Woldemar Klein, Berlin, 1940 (Der Silberne Quell),
Hans Holbein, *Bildnisse*. Woldemar Klein, Baden-Baden, 1948 (Der Silberne Quell),
Siebenbürgische Kirchenburgen. Holzner Verlag, Kitzingen, 1949 (Der Göttinger Arbeitskreis),
Alte Küchen und Küchengeräte. Franz Schneekluth Verlag, Darmstadt, 1955 (Wohnkunst
und Hausrat, einst und jetzt),
Alte Uhren. Franz Schneekluth Verlag, Darmstadt, 1956,
Buntes Krippenbüchlein. Verlag F. Bruckmann, München, 1957.

Minderheitenschutz – ein gescheitertes Experiment?

Von Arnold Weingärtner

Die Debatte über Stellung und Rechte der nationalen Minderheiten in den europäischen Staaten, die in den Jahren 1918 bis 1939 die Welt mehrmals erschütterte, ist nach dem Zusammenbruch Europas im Jahr 1945 verstummt. Sowohl die Sieger als auch die Besiegten legten dieses Thema als „unaktuell“ zu den Dokumenten einer vergangenen Zeit. Nach der Flucht und Vertreibung von Millionen Menschen sowie durch die neuen Grenzziehungen schien es, als sei dieses leidvolle Problem durch nackte Machtanwendung gelöst worden. Im kommunistischen Herrschaftsraum wurde ein neues Nationalitätenrecht verkündet, das verfügte, jeder könne in seiner Sprache reden — vorausgesetzt, daß er kommunistisch rede.

Es zeigte sich aber bald, daß die Frage nach der menschenwürdigen Stellung der Minderheiten weiterlebte. Sie erhob sich im Hinblick auf Südtirol sowie in anderen Ländern. Selbst kommunistisch gewordene Staaten mußten erkennen, daß es mit der bolschewistischen Theorie allein nicht getan sei. So führte die Tschechoslowakei in die Neufassung ihres Grundgesetzes 1960 den Begriff der „Minderheit“ wieder ein und umriß deren Rechtsstand. Sie erkennt allerdings die innerhalb der tschechoslowakischen Grenzen lebenden etwa 200 000 Deutschen als eine Minderheitengruppe nicht an. Vorher schon hatte Rumänien den in Ostsiebenbürgen lebenden ungarisch sprechenden Szeklern eine gewisse Autonomie gewährt, deren Funktionieren allerdings noch nicht genau untersucht worden ist.

Diese wenigen Beispiele zeigen, daß die Notwendigkeit des Schutzes für nationale Minderheiten keineswegs mit der Vertreibung der Deutschen und mit den neuen Grenzziehungen und dem kommunistischen Nationalitätenbegriff erloschen ist. Deshalb finden wir es an der Zeit, einmal zu untersuchen, was an dem nach dem ersten Weltkrieg geschaffenen Minderheitenschutz gut und was schlecht war. Ebenso muß nüchtern geprüft werden, warum der Minderheitenschutz nur unvollkommen verwirklicht wurde. Aus den zwischen den beiden Weltkriegen gemachten Fehlern läßt sich sicherlich viel lernen, selbst wenn man annimmt, daß eventuelle Neuregelungen des Verhältnisses zwischen der in einem Staat lebenden Mehrheit und Minderheit in Zukunft andere Wege gehen werden als der frühere Minderheitenschutz.

Dem internationalen Minderheitenschutz „jener Tage“ lag die Tatsache zu Grunde, daß durch die Grenzziehungen von 1919 viele Bewohner des einstigen Österreich-Ungarns, Deutschlands und Rußlands an Staaten gefallen waren, wo sie ihrem Volkstum nach nur noch eine Minderheit darstellten. Das galt besonders für die neugeschaffenen Länder Estland, Lettland, Litauen, Polen, Tschechoslowakei und Jugoslawien. Aber auch anderswo gab es plötzlich völlig neue Minderheiten, etwa in Italien oder Rumänien. Ihre Zahl schwankte zwischen einigen Tausenden und 3,5 Mil-

Das Außergewöhnliche ist sein Schicksal

und Dichter
Über den Kunsthistoriker Hans Wühr

Von Heinrich Zilllich

Hans Wühr, vor 72 Jahren am 25. Januar 1891 in Sächsisch-Reen geboren, übersiedelte — wie er ~~neulich~~ sagte — schon als Wickelkind nach Bistritz, getrieben vom unwiderstehlichen Drang, ein Bistritzer zu werden, was er sein Leben lang geblieben sei.

Andere mögen über diese heitere Liebeserklärung an seine Heimat schmunzeln, ich aber weiß, daß ihm, dem Zurückhaltenden, Bescheidenen, mitunter fast Scheuen, das Außergewöhnliche zubestimmt ist; es sucht ihn; es drängt ihn auf seltsame und abenteuerliche Schicksalswege. Warum sollte es nicht schon den Säugling bedrängt haben?

Sein Vater, ein Bayer und Bierbrauer, hatte sich in Siebenbürgen sesshaft gemacht und geheiratet. Der Sohn aber, der Bistritzer, studierte, nachdem das Gymnasium hinter ihm lag, recht wanderlustig Philosophie und Kunstgeschichte in Berlin, Genf, München, Budapest und Klausenburg; er diente zwischendurch bei den Kaiserjägern in Bozen und Meran und schritt im 1. Weltkrieg noch durch hundert andere Orte, zog über die Schlachtfelder Serbiens und Rußlands, empfing Wunden und neben sonstigen Auszeichnungen die große Silberne Tapferkeitsmedaille und das Militärverdienstkreuz. Bei der Brussilow-Offensive 1916 geriet er in Gefangenschaft, für mich eine schreckliche Vorstellung: er, der Zarte, Träumerische, Beseelte, den Künsten Verfallene, wehrlos zwischen Kosaken, die ihn um einen Kopf überragen!

Doch das Außerordentliche geschah: im Winter 1917/18 — ich hätte mich gewundert, wenn es zu einer besseren Jahreszeit gewesen wäre — floh Wühr zusammen mit seinem Landsmann Julius von Hannenheim, als Muschik verkleidet, und was kaum einem von Zehntausenden glückte, den beiden gelang es; nach langen gefährlichen Wochen, in denen man sie mehrmals einfing, auch verprügelte und sie dennoch immer entwischten, erreichten sie die Front und waren daheim bei den Kaiserlichen. Bald darauf befand sich Wühr auf dem italienischen Kriegsschauplatz, verblüffenderweise als Beobachter bei den Fliegern.

Im März 1919 waren die aus dem verlorenen Krieg zurückgekehrten jungen Siebenbürger Sachsen, keineswegs aus eigenem Willen, wieder Soldaten, nun rumänische, auch Wühr. Weil so viele seiner Landsleute bei der Artillerie standen, vertraute er auf die Hilfe des Außergewöhnlichen und rückte einfach, als gezielte es ihm, statt beim Fußvolk, bei einem Kanonenregiment ein, und man behielt ihn; er konnte eben auch mit Geschützen umgehen. Tiefer als die paar Schießereien des Feldzugs, mit dem Rumänien Ungarn vom Kommunismus befreite, beeindruckte die aus kaiserlichen in rumänische Leutnante verwandelten sächsischen Offiziere die Tuchfühlung mit dem ungeheuerlichen Gegensatz zwischen dem Pathos und der Wirklichkeit der Armee, in die man sie gesteckt hatte; es waren so unauslöschliche Erlebnisse, eine so unvergeßbare ostkundliche Schule, daß wir nachher beim Studium in Berlin, wo ich das Glück hatte, Wühr zu begegnen, mit der Erinnerung an unsere Märsche durch die Pußta oft den Hunger weglachten, der dazumal in Deutschland noch umging.

Sieben Jahre lang hatte Wühr gehorcht und befohlen; nun war es mit dem Befehlen aus, nicht mit dem Gehorchen; er fristete sein Dasein als Kellner und Hilfsarbeiter und schrieb daneben seine Dissertation über Dürers Zeitgenossen Burgkmair d. Ä., mit der er 1923 Doktor wurde.

Wenig später half er bei der Neuordnung der Gemäldesammlung des Brukenthalmuseums in Hermannstadt mit, worauf ihn Dr. Richard Csaki ans Kulturamt holte. Diese ehrenhaften, nützlichen und elend bezahlten Beschäftigungen fielen in eine für die Siebenbürger Sachsen geistig ungemein regsame, fast revolutionäre Zeit, die 1919 angefangen und sich in den Zeitschriften „Das Ziel“ und „Ostland“ verdeutlicht hatte, 1924 aber, als die Monatsschrift „Klingsor“ entstand, einen neuen, von den jüngsten Kriegsteilnehmern ausgehenden starken Antrieb erhielt. Wühr zählte von Anbeginn zu diesem Kreis und veröffentlichte im „Klingsor“ zahlreiche Aufsätze, Gedichte und Erzählungen; im Nu wurde er als Kunsthistoriker und Schriftsteller bekannt. Es war das Aneifernde und Befruchtende jener Tage, daß keine bemerkenswerte Stimme ohne Echo verhallte. Für eine ganze Reihe von Jahren spielten jetzt im Deutschtum des südkarpatischen Berglandes Geist, Kunst, Dichtung, das leidenschaftliche Suchen nach dem Gültigen, auch nach dem Gültigen im Volksleben, eine weitausstrahlende, besä-mende Rolle; es traten Begabungen auf, es wurde manches Kräftige geschaffen.

Die Männer freilich, die diese kulturelle Bewegung trugen, mußten leben. Die sächsische Gemeinschaft ahnte nicht, wie wichtig es für sie gewesen wäre, ihren schöpferischen Söhnen unter die Arme zu greifen. Zu leisten hätte sie es vermocht. Daß sie es versäumte, förderte die Versimpelung der weltanschaulichen und der späteren parteipolitischen Auseinandersetzungen der Volksgruppe, denn viele Talente

und gute Köpfe, deren maßsetzender Einfluß fortan fehlte, mußten abwandern, Architekten, Künstler, Gelehrte, Techniker.

Wühr ging 1926 nach Berlin zurück, volontierte an den Staatlichen Museen und erreichte einen Werkvertrag. Nach zwei Jahren klopfte es an seine Tür; das Außergewöhnliche trat ein. Er begann zu reisen. Er reiste fünf Jahre lang. Er besuchte — für einen Kunsthistoriker das wunderbarste Geschenk — Museen, Klöster und Kirchen in ganz Europa. Ein reicher Amerikaner ließ ihn nach Material für eine wissenschaftliche Arbeit fahnden, die sich den Allegorien der vier Weltteile, der Jahreszeiten, der Elemente und sonstiger Urgrößen und ihrer Zusammenhänge untereinander mit dem Ziel widmen sollte, ob auf solche Allegorien gerichtete Programme bei den Benediktinern, Dominikanern, Jesuiten und den übrigen Orden bestanden haben.

Natürlich konnte das herrliche Reisen nicht ewig währen. Eines Tages saß Wühr wieder in Berlin. Von 1933 bis 1939 arbeitete er in den Staatlichen Museen; während des 2. Weltkrieges brachte er nochmals sechs Jahre bei den Soldaten zu, bei den deutschen nun. Das Außergewöhnliche blieb sein Begleiter. Der Kaiserjäger, Infanterist, Flieger und Artillerist wurde Abwehroffizier.

Ich habe manchmal den Eindruck, als sei Wühr etwas ungeschickt, ein zu guter Mensch, um sich durchzusetzen, zu sehr an das Außergewöhnliche seines Inneren und der Kunst hingegeben, um im rauhen Dasein faßbaren Gewinn einzustreichen. Mir wäre es bestimmt nie eingefallen, ihn in die gefährvollen Dschungeln des militärischen Geheimdienstes zu schicken. Aber Wühr wird vom Abenteuerlichen geliebt. Jahre nach Kriegsende saß er bei mir und erzählte, was er erlebt hatte. Er machte aus Flöhen keine Elefanten. Wohl kann er aus Blumen Gedichte machen, Bilder ansehen, nein, anschauen, sich in sie hineinschauen, sie erschauen und dann aus den Farben, Strichen und ihrem Zusammenklang eine Welt herausheben; ein Zauberer ist er schon; doch von seinen Erlebnissen berichtet er knapp und schlicht. Meinen Söhnen und mir wurden Mund und Augen weit. Wühr hatte im Krieg ein heimtückisches Feuerzeug. Sprach er mit einem ihm unbekannten Spion, so zündete er ihm die Zigarette an, und schon war der Verdächtige fotografiert. Im i-Punkt eines Briefes kamen die Pläne feindlicher Festungen in deutsche Hand. Wühr stieg in Holland bürgerlich gekleidet treppauf zur Wohnung eines Vertrauensmannes, verfehlte die Tür, klingelte und sagte, wen er besuchen wolle. Ach, der deutsche Spion, antwortete man ihm spöttisch, hause ein Stockwerk tiefer. Wühr hatte eine brüchige Stelle des Abwehredienstes aufgedeckt.

Das Außergewöhnliche sucht ihn, weil er selber ungewöhnlich ist.

Aus britischer Gefangenschaft kam er im Herbst 1945 frei. In Berlin lag seine Wohnung und Habe vernichtet. Frau und Kinder fand er in Kötzting im Bayerischen Wald. Was trieb er jetzt? Was Millionen damals trieben, wenn sie keine Nutznießer der Niederlage waren. Baumfällen! Tagelöhnerlei! Erst 1948 bot sich ihm eine notdürftige Unterkunft im Bayerischen Nationalmuseum in München, wo er auch Arbeit erhielt. Zwei Jahre nachher konnte er eine Wohnung in der Stadt mieten, die Familie heranholen.

Seit 1954 lebt Wühr als freier Kunstschriftsteller in München, und sicherlich ist das Außergewöhnliche inzwischen oft bei ihm eingekehrt. Vielleicht goß es einen Sack Gold auf seinen Tisch aus, vielleicht stahl es ihm den letzten Groschen aus der Tasche. Das alles kann nicht nur sein; ähnliches hat sich ganz bestimmt mehrfach ereignet; und was gar keinen Zweifel duldet, ist, daß allem Ungewöhnlichen, allem Großen und Schönen, in Wührs Herz und Gedanken immer noch eine Herberge bereit steht, tagtäglich.

Was einer aber erlebt, ist nicht zufällig; es ist ein Spiegel, der seine Seele festhält; es wird zuletzt sogar zum Abbild seines Wesens. Nun sagt Wühr, er sei zeitlebens

ein Bistritzer geblieben. Als solcher war er stets für seine Landsleute da, wenn sie ihn brauchten und riefen; als Bundeskulturreferent gehörte er dem Bundesvorstand ihrer Landsmannschaft seit 1949 bis vor kurzem an. Sein Bistritzertum ist wie die Wurzel eines festen Baumes, dessen Äste in den Sonnenschein und Sturm ragen und Früchte hervorbringen. Natürlich verdankt er die stille tragende Wurzel nicht allein dem siebenbürgischen Erbgut; wie dieses schenkte ihm jene Gott; Wühr ist einer der Menschen, denen Gott ein Nachfunkeln vom Paradies ins Gemüt pflanzte.

Ich könnte mir ihn als Mönch gut denken, doch dann entsinne ich mich, daß er dreizehn Jahre Soldat war und Abenteuer bestand, die nicht alltäglich sind. Der stille Kern seines Wesens hat sich dabei so angefüllt mit Klugheit, Einsicht, unverwelklicher Jugendfrische, Heiterkeit, Güte und Liebe, daß ich mich jedesmal, wenn ich ihn bloß sehe, beschenkt fühle. Und er merkt es gar nicht. Ich wäre gern mit ihm in einem Gefecht gewesen.

Kaum ein Dichter betrachtet Literaturhistoriker ganz ohne Mißtrauen, und kein bildender Künstler die Kunsthistoriker. Mich erfreut es immer, wenn ich Maler vor der Staffelei wie Handwerker reden höre. „Mehr Rot dort in die Ecke, und hau noch Blau auf sein Auge!“ — so geht ihre Rede, sofern sie begabt sind. Dann kommen aber die Kunstkritiker und Deuter und meinen, ungeheuerer seelische Senkgruben bei ihnen ausschöpfen zu müssen. Je dummer diese kundigen Thebaner sind, umso gescheiter suchen sie sich zu äußern, indessen sie nur das Modegeschwätz herplappern.

Wühr ist selbst ein Dichter. Seine Verse formt er zu Bechern eines starken Gefühls, echt, wahr und einfach. Wer gute Gedichte macht, dem gewährt sich, auch wenn er Prosa schreibt und eine gelehrte Abhandlung verfaßt, die Sprache, sofern er sich ihr unterwirft, damit sie seine Gedanken und Empfindungen nach ihrem Gesetz wiederzugeben vermag. Dieses innige Verhältnis zur lebendigen Sprache hebt Wühr über die meisten Kunstbetrachter; er hat die Gabe zu sagen, was er erschaut; und er schaut tief, weil er Stille in sich hat. Bei einem Mann, der Krieger und Wanderer sein konnte, der etwas von einem Mönch wie von einem Genießer in sich hat, dem jene erfrischende Kindlichkeit nicht mangelt, die rechte Männer auszeichnet, bei einem solchen braucht kein schaffender Maler, Bildhauer oder Dichter mißtrauisch zu sein, wenn sie ihm ihre Werke vorlegen. Freilich, das Schlecht-Gemachte, Falschgedachte, das Verlogene, Leere, das Scharlatanische verrät sich Wühr sofort. Das Gemeisterte, Bedeutsame, das Große und auch das bloß Gut-Gemachte wird er ebenso schnell erkennen und gerecht bewerten, ohne Voreingenommenheit, frei von Theorien und Tagesparolen, einfach nach dem im Werk eingefangenen Sinn und Leben und nach dem Maß der Gestaltung. Beschreibt er es darauf, so wird nur zu lesen sein, was zur Sache gehört und was sie lebendig darlegt.

Die Bücher Hans Wührs im Einzelnen zu würdigen, fehlt hier der Platz, mir emangelt außerdem ausreichender Sachverstand. Sie seien anschließend aufgezählt, wobei noch zu bemerken ist, daß sie nur einen Teil seines Schaffens bilden. In vielen Zeitschriften erschienen seit mehr als vier Jahrzehnten Aufsätze von Wühr, z. B. im „Klingsor“, in „Kunst im Deutschen Reich“, in „Die Kunst“, in unseren Vierteljahrsschriften oder in Zeitungen; doch bei keinem ungewöhnlichen Menschen empfand ich so deutlich wie bei Wühr, daß er tausendmal mehr weiß, ahnt und sah, als er mitzuteilen vermag.

kleine
Schrift
↓

Südschleibende
Vieljahresblätter
München 1961,
Seit 25-29